

ULRIKE RENK

EINE FAMILIE
IN BERLIN

Roman

PAULAS LIEBE

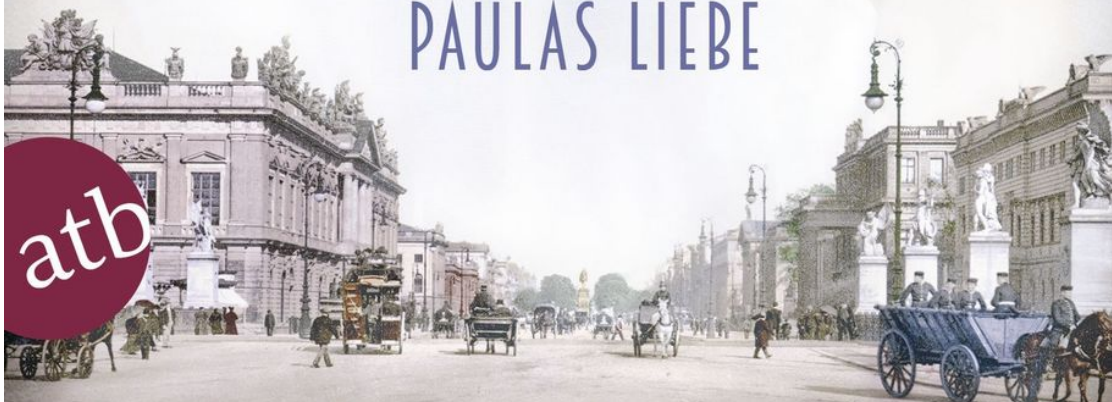
atb

ULRIKE RENK

EINE FAMILIE
IN BERLIN

Roman

PAULAS LIEBE



atb

Über das Buch

Berlin, 1878: Paula wächst in einem offenen jüdischen Elternhaus auf. Nach ihrem Schulabschluss kümmert sich ihre kinderlose Tante Auguste um Paula; mit ihr besucht sie Theater- und Opernaufführungen, erhält Klavierunterricht und nimmt an literarischen Salons teil. Durch ihren Bruder lernt Paula den Dichter Richard Dehmel kennen. Sie ist fasziniert von seiner Art, die Welt zu betrachten. Und auch Richard verliebt sich in die kluge junge Frau. Gemeinsam arbeiten sie an seinen Texten, er inspiriert sie selbst zu schreiben. Doch Paulas Eltern wünschen sich für ihre Tochter einen Mann, der weniger wild und unkonventionell ist. Paula kämpft für ihre Liebe, und auch Richard tut alles, um von der Familie Oppenheimer akzeptiert zu werden. Aber ist er wirklich für ein Leben als Familienvater gemacht?

Über Ulrike Renk

Ulrike Renk, Jahrgang 1967, studierte Literatur und Medienwissenschaften und lebt mit ihrer Familie in

Krefeld. Familiengeschichten haben sie schon immer fasziniert, und so verwebt sie in ihren Bestsellern Realität mit Fiktion. Im Aufbau Taschenbuch liegen ihre Australien-Saga, ihre Ostpreußen-Saga, ihre Seidenstadt-Saga sowie zahlreiche historische Romane vor. Eine Familie in Berlin – Paulas Liebe ist der Auftakt ihrer großen neuen Familiensaga um die Dichterfamilie Dehmel.

Mehr Informationen zur Autorin unter www.ulrikerenk.de.

ABONNIEREN SIE DEN NEWSLETTER DER AUFBAU VERLAGE

Einmal im Monat informieren wir Sie über

- die besten Neuerscheinungen aus unserem vielfältigen Programm
- Lesungen und Veranstaltungen rund um unsere Bücher
- Neuigkeiten über unsere Autoren
- Videos, Lese- und Hörproben
- attraktive Gewinnspiele, Aktionen und vieles mehr

Folgen Sie uns auf Facebook, um stets aktuelle Informationen über uns und unsere Autoren zu erhalten:

<https://www.facebook.com/aufbau.verlag>

Registrieren Sie sich jetzt unter:

<http://www.aufbau-verlage.de/newsletter>

Unter allen Neu-Anmeldungen verlosen wir
jeden Monat ein Novitäten-Buchpaket!

Ulrike Renk

Eine Familie in Berlin - Paulas Liebe

Roman

 aufbau digital

Inhaltsverzeichnis

Titelinformationen

Informationen zum Buch

Newsletter

Widmung

Kapitel 1 — Berlin, 1878

Kapitel 2

Kapitel 3

Kapitel 4 — Berlin, Frühjahr 1879

Kapitel 5 — Berlin, Spätherbst 1879

Kapitel 6 — Berlin, Frühjahr 1881

Kapitel 7 — Ostsee, Frühjahr 1881

Kapitel 8

Kapitel 9 — Berlin, Herbst 1882

Kapitel 10 — Ahrenshoop, Sommer 1885

Kapitel 11 — Berlin, Januar 1886

Kapitel 12 — Berlin, Frühjahr 1887

Kapitel 13

Kapitel 14 — Bad Reichenhall, Herbst 1887

Kapitel 15 — Berlin, Mai 1889

Kapitel 16

Kapitel 17 — Frühsommer 1890

Kapitel 18

Kapitel 19

Kapitel 20 — Pankow 1893

Kapitel 21 — Berlin 1896

Nachwort

Danksagung

Impressum

Und so geht es weiter...

Für

Regina Polensky

Paulaurenkelin

Kapitel 1

Berlin, 1878

»Bald wird es Herbst«, sagte Paula, schloss die Augen und lehnte sich an den Walnussbaum, der auf der Wiese hinter dem Haus stand.

»Ich glaub, du tickst nicht richtig«, entgegnete ihr Bruder Franz, der ausgestreckt vor ihr im Gras lag und in den Himmel schaute. »Es ist erst Anfang September, eigentlich fast noch August. Also Sommer, nicht Herbst.« Er brach einen langen Grashalm ab, steckte ihn in den Mund und kaute darauf herum.

»Warum isst du Gras, Franz? Bist doch kein Hase«, sagte Elise spöttisch, die im Schneidersitz neben Paula saß.

»Heute Abend, wenn es dunkel wird, wirst du merken, dass der Herbst kommt«, murmelte Paula, öffnete träge die Augen und blickte zu Carl, dem jüngsten der Oppenheimer-Geschwister. Dann sah sie Franz an. Mit seinen dreizehn Jahren war er knapp zwei Jahre jünger als sie. Elise war gerade elf geworden und der kleine Carl erst drei. Sie alle liebten den kleinen Nachzügler und passten gerne auf ihn auf, wenn das Kindermädchen Line sie darum bat.

Heute aber hätte Paula gerne bei der großen Wäsche geholfen, die den ganzen Haushalt beschäftigte, doch Mutter hatte sie zu den Geschwistern geschickt. Paula

hatte sich gefügt und war zu den anderen hinter das Haus gegangen, die im Schatten des Walnussbaumes im Gras spielten.

»Unfug. Die Abende sind lau«, gab Franz jetzt zurück.

»Lau und angenehm. Da ist noch keine Spur von Herbst.«

»Doch, wenn man aufmerksam ist, kann man die ersten Anzeichen schon erahnen. Es sind immer nur feine Veränderungen, sachte und leise – der Rauchgeruch eines Feuers auf den Feldern, der mit einem Mal in der Luft liegt. Die nächtliche Kühle der Luft, die vor wenigen Tagen noch hitzeschwer war. Und warte ab, schon bald wird der Nebel über die Gärten und Straßen wabern, wie ein feuchter, kühler Schleier. Dann werden sich die ersten Blätter verfärben – wenige zuerst und nur am Rand.«

»Hach«, seufzte Elise. »Du bist immer so poetisch. Du solltest Schriftstellerin werden.«

»Ja, genau«, brummte Franz. »Dann kannst du deine Phantasien aufs Papier verbannen. Herbst – pff, es ist noch Sommer, und es wird auch noch Sommer bleiben. Ganz bestimmt noch ein paar Wochen.«

»Man kann sie nicht anhalten«, sagte Paula.

»Was kann man nicht anhalten?«, fragte Franz.

»Es läuft und hat keine Beine, es gibt viele und doch nur eine. Wer zu viel hat, kann's nicht verschenken, wer zu wenig hat, muss es beschränken. Bald geht es langsam,

bald schnell, mal ist es dunkel, mal hell«, antwortete Paula grinsend. »Was ist das?«

Franz runzelte die Stirn, dann spuckte er den Grashalm aus. »Es ist die Zeit. Die kann man nicht anhalten – sie läuft, auch wenn sie keine Beine hat.«

»Gut, kleiner Bruder. Sehr gut.«

»Noch eins«, bat Elise. »Ich liebe deine Rätsel, Paula.«

»Viel Glieder hab ich, die einander gleichen. Ich helf' auf des Verbrechens dunklem Pfade, doch himmelshell führ ich empor zur Gnade, manch hohen Stand kannst du mit mir erreichen. Bist du's, so darfst du wanken nicht noch weichen, denn Ehre trägst du neben mancher Last, die arbeitsfroh du übernommen hast, ob du im Kleinen wirkst, ob hoch im Grade«, trug Paula lachend vor.

Elise runzelte die Stirn und legte ihren Zeigefinger an die Nase. »Das ist schwer.«

»Viele Glieder«, murmelte Franz. »Viele Glieder ... ein Wurm?«

»Aber ein Wurm trägt keine Last«, wendete Elise ein.

»Ne, stimmt.« Wieder grübelte Franz, dann ging ein Strahlen über sein Gesicht, und er zeigte zum Apfelbaum. »Dort steht die Lösung – eine Leiter.«

Paula nickte. »Das war dann wohl zu einfach.«

Franz hob den Kopf und lauschte. »Man hört noch kein Klappern aus der Küche«, seufzte er. »Dabei muss doch schon bald Zeit fürs Abendbrot sein.«

»Du könntest immer essen, nicht wahr?«, neckte Paula ihn. »Heute musst du dich wohl noch gedulden. Vater hat Besuch von einem der Rabbiner aus der anderen Gemeinde. Sie führen bestimmt mal wieder hitzige Diskussionen.«

»Allzu lange kann es aber nicht mehr dauern«, meinte Elise. »Heute ist Freitag, und der Sabbat beginnt gleich.«

»Wie gut, dass das für uns nicht mehr gilt«, sagte Franz. »Ich muss morgen zur Schule.«

»Du Armer«, sagte Elise mitleidig, dann sprang sie auf, um Carl, der brabbelnd Richtung Gemüsegarten stampfte, hinterherzugehen.

»Eigentlich ist es gar nicht schlimm«, sagte Franz zu Paula gewandt. »Mein neuer Lehrer ist knorke. Einfach famos. Ich habe noch nie so einen Lehrer gehabt.«

»Was macht ihn denn so besonders?«, fragte Paula. »Du schwärmst dauernd von ihm, sagst aber nie, warum.«

Franz rollte zur Seite und stützte sich auf seinen Ellenbogen. »Hm«, machte er nachdenklich. »Ich weiß nicht, wie ich das beschreiben soll.«

»Versuch es einfach.« Paula lächelte.

Wie so oft verspürte sie in solchen Momenten die innige Verbindung zu ihrem Bruder. Das lag nicht nur am geringen Altersunterschied oder daran, dass sie sich seit einiger Zeit wieder ein Zimmer teilten. Es war mehr – ein

Seelenband. Sie dachten ähnlich, hatten den gleichen Humor, und die Zuneigung zwischen ihnen war tief.

»Weißt du«, Franz zeigte auf das Haus. Sie wohnten am nördlichen Rand von Berlin, in der Auguststraße, auf der Rückseite der Häuser befanden sich große Gärten, und dahinter erstreckte sich Brachland bis zu den Weiden und Feldern der nah gelegenen Bauernhöfe. »Wir haben hier so viel Platz, ein eigenes Haus.«

Paula verzog das Gesicht. »Im Grunde schon. Wenn die finanzielle Situation nicht immer wieder so prekär wäre.«

»Das stimmt«, sagte ihr Bruder und nickte. »Aber eigentlich macht das nichts, denn wir haben viel Weite – viel innere Weite. Denk allein an Vaters Arbeitszimmer, es ist so viel Wissen in diesem Haus, wir müssen es uns nur aneignen.« Er sah seine Schwester an, ein ernster, aber auch fragender Blick. »Verstehst du, wie ich das meine?«

»Ja, ich verstehe dich. Wir sind schon sehr gut dran, weil wir so viele Bücher haben und unsere Eltern um unsere Bildung bemüht sind.«

»Nicht nur das, Paula.« Franz klang plötzlich ganz aufgeregt. »Wir haben so viel mehr Möglichkeiten. Nicht nur die Bücher, Zeitungen und Zeitschriften, zu uns kommen Menschen aus aller Welt und allen Schichten zu Gast. Und jeder bringt etwas mit – etwas Neues.«

»Nicht jeder«, sagte Elise und schnaufte. Sie hatte den strampelnden und krakeelenden Carl im Arm und setzte ihn

neben sein Holzpferd auf den Boden. »Die Eierfrau zum Beispiel ...«

»Die Eierfrau bringt Eier«, sagte Paula lachend. »Und dann redet sie noch mit der Köchin. Ich bin mir sicher, für die Köchin ist die Eierfrau wie eine Art Zeitung.«

Die Geschwister sahen sich an und prusteten los. Carl, der gerade noch beleidigt geweint hatte, starrte die drei verblüfft an, stimmte dann aber in ihr Lachen ein.

Glockenhell und glücklich, aller Kummer war vergessen.

Paula liebte dieses Kleinkinderlachen, sie blickte ihn beglückt an und breitete die Arme aus. Carl sprang auf und lief zu ihr, ließ sich in ihre Arme fallen und juchzte.

»Du hast schon recht«, sagte Paula dann zu Franz. »Wir sind privilegiert. Aber was hat das mit deinem Lehrer zu tun?«

»Bisher habe ich alles gelesen. Querbeet. Was mir halt so unter die Finger kam. Bis mir Herr Voigt gezeigt hat, wie ich gezielt lernen kann, nämlich das, was mir auch etwas bringt.«

»Aber es ist doch schön, sich in vielen unterschiedlichen Bereichen auszukennen. Ich verehere Menschen wie zum Beispiel Alexander von Humboldt«, entgegnete Paula nachdenklich. »Menschen, die ein großes, fast allumfassendes Wissen haben – jedenfalls zu ihrer Zeit. Was ist dagegen einzuwenden?«

»Ist das heute überhaupt noch möglich, Schwesterlein?«, fragte Franz. »Das Allgemeinwissen wächst. Ständig werden neue Entdeckungen gemacht. Die Wissenschaft entwickelt sich fast genauso schnell wie die Maschinerie und die Gesellschaft. Wie soll man da allumfassend lernen? Voigt meint, man sollte offen sein und auch offen bleiben, sich aber dennoch auf die Bereiche konzentrieren, die einem wichtig sind. Und in diesen Bereichen seine Kenntnisse mehr und mehr vertiefen.«

Paula runzelte die Stirn, dann nickte sie. »Da ist was dran, ich glaube, ich verstehe, was du meinst. Weißt du schon, worauf du dich konzentrieren willst?«

Franz schüttelte den Kopf. »Nein«, sagte er, leise und ein wenig gequält. »Nein, das weiß ich noch nicht.«

»Du musst es ja auch noch nicht wissen«, beruhigte Paula ihn. »Du bist auch erst dreizehn. Und selbst wenn du glaubst, du hättest deinen Bereich gefunden, kann sich das immer noch ändern. Ich fänd das auch nicht schlimm, Interessen verlagern sich. Das siehst du doch an Vater und Mutter.«

»Ihr seid so langweilig«, unterbrach Elise sie maulend. »Können wir nicht noch was spielen, bevor es Essen gibt? Ihr könnt ja noch die halbe Nacht diskutieren – das tut ihr doch sowieso immer.«

Paula und Franz sahen sich beschämt an.

»Woher weißt du das?«, fragte Franz.

»Ich dachte, du schläfst«, fügte Paula hinzu.

»Ihr glaubt zwar, dass ich schlafe – aber auch wenn ihr flüstert, höre ich es, ich bin ja nicht taub«, sagte Elise.

»Wenn ihr über wichtige Dinge redet, könnt ihr das ruhig ein wenig lauter machen, damit ich was verstehe.

Ansonsten schlaf ich über eurem Gemurmel immer wieder ein.«

Paula und Franz sahen sich verblüfft an.

»Ich höre nun auch etwas«, sagte Paula, stand auf und nahm Carl auf den Arm. »Jemand spielt Klavier. Chopin, das kann nur Tante Guste sein«, sagte sie aufgeregt. »Oh, wäre das schön!«

Wieder verdrehte Elise die Augen. »Tante Guste, meine Güte. Auch das noch.«

Franz knuffte sie in den Arm. »Nun sei mal nicht eifersüchtig, Lischen. Ick gloob nich, dat dir dat steht, Mädels.«

»Wenn Vater hört, dass du so blöd berlinerst, holt er den Rohrstock.« Elise streckte ihm die Zunge raus.

»Wenn du es ihm sachst, mach ich dich lang ...«

»Musste mich erst mal kriegen!« Sie lachte und rannte los, und Franz lief ihr johlend hinterher.

»Will auch laufen«, sagte Carl und verzog das Gesicht.

»Na dann.« Paula setzte ihn auf den Boden und folgte ihren Geschwistern Richtung Haus.

Die Klavierklänge vermischten sich mit dem Rauschen des Windes in den Blättern und dem Zwitschern der Vögel. Noch waren sie alle da, aber schon bald würden die ersten in den Süden ziehen, dahin, wo es warm war, dachte Paula wehmütig. Eigentlich mochte sie den Herbst – wenn er nur nicht immer so feuchtkalt wäre. Sie liebte es, wenn sich die Blätter erst gelb, dann rot färbten, sich an den Seiten einkringelten und zusammenzogen und schließlich trocken vom Baum fielen. Sie liebte die klaren, kälteren Abende, an denen der Himmel so viel weiter zu sein schien, so unendlich groß. Am meisten aber liebte sie die Farben, sie waren klarer als in der flirrenden Sommerhitze, alle Ränder schienen schärfer zu sein. Vom Haus, vom Dach, von den Blättern, selbst die Grashalme, die noch einmal mit aller Kraft wuchsen, waren deutlicher voneinander zu unterscheiden. An diesen Tagen war sie am liebsten draußen und schaute genau hin, beobachtete, nahm wahr.

Wenn es jedoch nass wurde und Feuchtigkeit in der Luft lag, verzog sich Paula vor den Kamin. Dann fiel ihr das Atmen schwer. Genau wie durch den Staub- und Qualmschleier, der wegen der vielen neuen Fabrikgebäude und der Dampfmaschinen in den Hinterhöfen immer häufiger über der Stadt lag. Industrialisierung nannte man das. Immer mehr Menschen suchten Arbeit in Berlin, schnell und noch schneller wurden neue Wohnhäuser errichtet, sogar hier, am Stadtrand, wurde gebaut.

Paula war sich nicht sicher, ob sie diese Veränderungen mochte. Sie schüttelte den Kopf, jetzt war nicht der Zeitpunkt, sich darüber Gedanken zu machen. Tante Guste war zu Besuch. Weil sie und ihr Mann Werner selbst keine Kinder hatten, hatte Tante Guste die Oppenheimer-Kinder besonders ins Herz geschlossen und verwöhnte sie. Immer, wenn die Tante kam, gab es Schokolade – das war sicher.

Carl kletterte die Treppe zur Veranda hoch.

»Wie siehst du denn aus?«, fragte Line und musterte ihn gespielt streng. »So kannst du aber nicht vor Leute treten, kleiner Mann.«

»Warum nich?«, fragte Carl und blickte an sich herunter.

Seine Hose war grün vom Gras, das Hemd voller Staub und seine Hand braun von der Erde, in der er gewühlt hatte.

Mit hochgezogenen Augenbrauen blickte Line zu Paula.

»Wir haben ihn nicht durch den Garten gezogen. Er ist uns entwischt und ...«, sagte Paula und versuchte ernst zu bleiben.

»Ssstimmt!« Carl nickte ernsthaft. »Bin alleene auf den Apfelbaum jeklettert.«

»Alleine geklettert bist du«, sagte Line. »Sprich vernünftig, kleiner Mann.«

»Jawoll, dat werde ick.«

Line grinste Paula an. »Noch ist es nicht hoffnungslos. Wir werden ihn schon hinbekommen. Ich zieh ihn schnell

um und wasche ihm das Gesicht, dann fällt es gar nicht auf.« Sie hob Carl auf den Arm. »Ausgebüxt bist du also und auf den Baum geklettert? Lass das bloß nicht deine Mutter hören, die zieht dir die Ohren lang. Weißt doch, dass du das nicht darfst.«

Paula blieb an der Verandatür stehen und lauschte. Immer noch war das Stück von Chopin zu hören. Ihre Tante spielte wunderbar, sie vermochte dem Instrument Töne zu entlocken, die manchmal fast unirdisch klangen. Paula liebte es, Klavier zu spielen, und übte fast jeden Tag. Stundenlang. Aber die Leichtigkeit, mit der Guste die Finger über die Tasten gleiten ließ, hatte Paula noch nicht erreicht. Vielleicht würde sie es auch niemals können. Aber das war egal. Musik war ein wichtiger Teil ihres Lebens, Musik tröstete sie in dunklen Momenten und verstärkte die schönen. Nun endete das Stück. Was würde Tante Guste als Nächstes spielen? Doch es blieb still.

»Hast du noch einmal darüber nachgedacht, Toni?«, hörte Paula ihre Tante fragen.

»Über Paula?«, antwortete die Mutter, ihre Stimme klang gedrückt. »Ja, das tue ich ständig. Aber ich kann mich nicht dazu durchringen.«

Wozu durchringen?, fragte sich Paula verwirrt. Sie wusste, dass sie nicht lauschen sollte, aber es ging doch offensichtlich um sie. Nur worum genau?

»Es wäre nur zum Vorteil für das Kind. Das weißt du. Und ich liebe sie, als wäre sie mein eigen Fleisch und Blut.«

»Aber sie ist mein Fleisch und Blut«, entgegnete die Mutter so leise, dass Paula die Worte kaum verstehen konnte. »Meine Tochter, mein ältestes Kind. Du weißt, wie sehr ich sie liebe.«

»Das steht doch außer Frage, Toni. Das weiß ich und jeder, der dich kennt. Aber gerade deshalb solltest du dich dazu entscheiden. Paula wird im Winter sechzehn. Sie ist bald eine junge Frau.«

»Das dauert noch, so Gott will. Sie hat noch so viele kindliche Züge – sie ist noch immer ganz vernarrt in ihre Märchenbücher.«

»Das ist dein Mann auch.« Guste schnaufte. »Und ihre Züge sind alles andere als kindlich.« Wieder schnaufte sie. »Ich weiß, das Leben ist nicht immer gerecht, und ihr habt es nicht leicht. Aber ihr nehmt es hin, ohne zu murren ...«

»Guste, es ist alles in Ordnung, wir haben es gut. Julius geht in seinem Beruf auf. Er könnte nie etwas anderes sein als Rabbiner. Und vor allem in keiner anderen Gemeinde als in dieser. Es ist so wertvoll, was sie tun, so außerordentlich wichtig für das Judentum. Er und die anderen sind wie Martin Luther für die Evangelen. Sie werden das jüdische Leben verändern – zum Besseren.«

Nun seufzte Tante Guste. »Das weiß ich doch, Schwester. Und ich bin stolz, dass er diesen Weg geht. Auch ...«, nun

senkte sie die Stimme, »auch wenn es euch nicht viel Geld einbringt.«

»Die Gemeinde kann einfach nicht mehr zahlen«, entgegnete ihre Mutter fast trotzig. »Und das Wort Gottes zu verbreiten, lässt sich nicht mit Geld aufwiegen.«

»Allein mit Gottes Worten lassen sich aber keine Rechnungen begleichen«, stellte Guste trocken fest.

Paula hörte, wie die Klavierbank zurückgeschoben wurde und jemand durch den Raum ging.

»Liebe Schwester, liebste Toni, ich will doch nur helfen. Ich weiß, ihr tut euer Bestes, aber wenn Paula zu uns ziehen würde, hättet ihr es doch auch ein wenig einfacher. Und auch für sie ... ich meine, sie wird sechzehn und muss sich das Zimmer mit ihren Geschwistern teilen. Mit Franz ... Ob das so gut ist?«

Paula hielt die Luft an. Sie sollte zu Tante Guste ziehen? Ihr wurde schwindlig. Sie liebte ihre Tante sehr, aber hier war doch ihr Zuhause. Hier war ihre Familie. Paula atmete tief ein, versuchte ihr wild pochendes Herz zu beruhigen.

»Franz und Paula lieben sich«, sagte ihre Mutter jetzt. »Außerdem sind sie Geschwister, und das Zimmer ist groß. Warst du mal in Berlin? Hast du gesehen, wie viele Familien dort inzwischen in einem oder zwei Zimmern hausen? In den Hinterhöfen?« Ihre Stimme klang empört.

»Ja, das weiß ich, und das ist ganz sicherlich nicht mit eurer Situation zu vergleichen.«

»Nein, ganz bestimmt nicht«, sagte Toni entschieden.
»Und jetzt muss ich in die Küche und nach dem Essen sehen. Du bleibst doch?« Die Frage klang ein wenig spitz.

Guste lachte. »Ja, ich bleibe, Toni. Ich bleibe sehr gerne zum Essen. Ich habe die Kinder ja auch noch gar nicht gesehen.«

»Gut.«

Paula seufzte erleichtert auf. Offensichtlich war das Thema damit beendet. Wie kam die Tante nur auf so eine Idee?

Essen, dachte Paula plötzlich. Gleich gibt es Essen. Und ich habe mich noch nicht frisch gemacht und umgezogen. Außerdem sollte ich Line und Mutter beim Tischdecken helfen. Sie eilte ins Haus, nahm die Hintertreppe, um nicht gesehen zu werden.

Das Zimmer war leer, Franz war bereits nach unten gegangen, seine Sachen hatte er achtlos auf das Bett geschmissen. Mechanisch legte Paula sie zusammen.

Wer würde das tun, wenn ich nicht mehr hier wäre? Wie kommt Tante Guste nur auf die Idee, dass es Mutter entlasten würde? Ich helfe doch schließlich. Mit entschlossenem Griff zog sie sich die Schürze aus und spürte, wie sie zornig wurde.

Sie schlüpfte aus dem Kleid, wusch sich an der Waschschüssel, zog ihr besseres Kleid an und fuhr flüchtig mit der Bürste durch ihre dunklen Locken. Kurz hielt sie

inne und musterte sich im Spiegel. Sie war nicht hübsch, hatte aber angenehme Gesichtszüge – das hörte sie jedenfalls immer. Ein wenig trotzig warf sie die Haare nach hinten und ging nach unten.

Im Esszimmer wurde schon mit den Tellern geklappert. Aus dem Wohnzimmer konnte sie Franz' Stimme hören, er diskutierte mit dem Vater, Tante Gustes Lachen mischte sich unter die Worte. Elise war nirgendwo zu sehen – wahrscheinlich war sie in der Küche und naschte. Mutter und Line deckten den Tisch. Paula schaute, was noch benötigt wurde, und holte die Servietten, die gebügelt auf einem Stapel auf der Anrichte lagen.

»Wir sind heute ...«, Mutter hielt kurz inne und überlegte, »zu acht. Wir vier, meine Schwester, zwei der Pensionsgäste – Herr Meyer und Herr Goldschmidt. Herr Kronzweig ist nicht da, deswegen kann Elise mit uns essen, und Carl isst mit Line im Kinderzimmer.«

»Gut«, sagte Line und legte ein weiteres Gedeck auf. »Wissen Sie schon, wie lange die beiden Herren noch bleiben?«

Mutter schüttelte den Kopf. »Gezahlt haben sie bis Ende der Woche. Ich werde es heute Abend ansprechen.«

Line beugte sich vor und wisperte: »Sehen Sie zu, dass Sie den Meyer loswerden. Die Zugehfrau weigert sich schon, sein Zimmer zu reinigen. Er ist ein wahrer Dreckspatz.«

»Ja, das hörte ich. Aber er zahlt pünktlich.«

»Dann sollte er für die Reinigung noch was drauflegen«, brummte Line und rümpfte die Nase. »Grete ist wirklich nicht empfindlich, wenn selbst sie sich beschwert ...«

»Ich weiß«, sagte Mutter seufzend.

»Muss er denn hier wohnen?«, fragte Paula. »Ich weiß, wir brauchen das Geld für die Zimmer, aber er ...« Sie senkte den Kopf, spürte, dass sie rot wurde.

Mutter hob den Kopf und sah sie scharf an. »Warum?«, fragte sie.

»Er ... er ist einfach seltsam«, murmelte Paula verlegen. »Er schaut mich immer so an. Und ich mag nicht neben ihm sitzen ...«

»Warum nicht?«

»Weil er ...« Es war ihr unsagbar peinlich, darüber zu sprechen, aber jetzt konnte sie nicht mehr zurück. »Weil er immer sein Knie an meins drückt. Und manchmal«, sagte sie und holte tief Luft, »manchmal legt er auch seine Hand drauf.«

Mutter runzelte die Stirn. »Ist das wahr?«, sagte sie kaum hörbar.

»Ja, Mutter, es tut mir leid. Es liegt sicher an mir ...«

»Sssh!«, unterbrach Toni ihre Tochter. »Wir sprechen später darüber.«

»Es tut mir leid ...«

»Nein! Es muss dir nicht leidtun. Und nun heb den Kopf und hilf Line.«

Mutter klang streng. Hoffentlich hatte sie keinen Fehler gemacht. Eigentlich hatte Paula ihr das nicht erzählen wollen. Sie sollten sich doch nicht schlecht über die Pensionsgäste äußern, aber Herr Meyer war nun schon ein halbes Jahr bei ihnen, und er wurde immer aufdringlicher. Seine Blicke, die Art, wie er sie ansah, sein Lächeln, das so aalglatt schien wie das mit Pomade eingefettete Haar – alles an ihm war unangenehm.

Mutter wechselte einen schnellen Blick mit Line. »Ich muss mal kurz mit meinem Mann reden.« Dann ging sie ins Nebenzimmer.

»Habe ich etwas falsch gemacht?«, fragte Paula Line unsicher.

»Nein, du hast das sehr richtig gemacht«, sagte Line und nahm sie in den Arm. »Ich glaube, wir beide müssen demnächst mal ein ernstes Gespräch führen«, flüsterte sie. »Es gibt Dinge, die du wissen solltest.« Sie räusperte sich. »Aber nicht hier und jetzt.«

Kurze Zeit später läutete Vater die Glocke, um alle zu Tisch zu rufen. Doch statt sich wie sonst an das Kopfende der Tafel zu setzen, blieb er im Flur und schloss die Tür hinter sich.

Schweigend saßen sie um den Tisch und warteten. Die Atmosphäre war seltsam angespannt – ein

Sommergewitter, das in der Ferne grollte.

Als Esther die Suppe auftrug, sah Franz seine Schwester erstaunt an. Normalerweise wurde die Suppe erst gebracht, wenn Vater am Tisch saß. Ihre Mutter wirkte so wie immer, füllte die Teller und sprach das Tischgebet.

Plötzlich waren aus dem Flur Stimmen zu hören. Vater und Herr Meyer, erkannte Paula. Zu gern hätte sie gehört, was gesprochen wurde, aber Mutter verwickelte Herrn Goldschmidt in ein Gespräch, und auch wenn dieser erst sehr einsilbig antwortete, konnte sie nichts verstehen.

»Und du, Paula?«, drang Tante Gustes Stimme an ihr Ohr. Sie hatte die Frage wohl bereits mehrmals gestellt.

»Entschuldigung. Ich war mit meinen Gedanken woanders. Was wolltest du wissen?«

Franz grinste. »Wo bist du denn mit deinen Gedanken?«

Wieder spürte Paula, wie sie rot wurde. Schon das zweite Mal an diesem Abend, wie peinlich. Sie war doch schon fast erwachsen und sollte gelassener reagieren. Nun straffte sie die Schultern und würdigte ihren Bruder keines Blickes.

»Ich wollte wissen, was du im Moment auf dem Klavier übst.«

»Ich habe dich vorhin spielen hören«, antwortete Paula.
»Und ich denke, ich sollte mich auch an Chopin versuchen.«

»Das bekommst du mit etwas Fleiß hin. Ich liebe die Musik, seine Noten. Es klingt alles so ... besonders, meinst

du nicht?«

»Ich weiß nicht, ob ich ihm schon gewachsen bin«, gab Paula zu.

»Paulalein, Chopin war ein Meister der Improvisation. Man sagt, wenn er spielte, klang ein Stück nie so wie zuvor – das macht es doch leicht. Viel leichter als Bach und Beethoven.« Guste lachte leise.

»Hmmhmm«, machte Paula, ihr fiel es schwer, dem Gespräch zu folgen. Sie löffelte ihre Suppe, doch sie schmeckte nichts. Endlich kam Vater in das Esszimmer, jedoch ohne Herrn Meyer. Er schaute nur kurz in die Runde, setzte sich und sprach ein stilles Gebet. Mutter sah ihn fragend an.

»Herr Meyer verlässt uns«, erklärte Vater, seine Stimme klang merkwürdig gepresst. »Heute noch.«

Mutter nickte, auf ihrem Gesicht lag ein zufriedener Ausdruck, und Paula spürte, dass Franz die ganze Zeit zu ihr schaute, aber sie wich seinem Blick aus und senkte den Kopf.

Die Köchin brachte den Hauptgang, Mutter und Tante Guste versuchten immer wieder erfolglos, ein Gespräch zu beginnen. Etwas lag in der Luft – das Gewitter kam näher. Es hatte mit ihren Worten über den Mieter zu tun. Mutter war streng, sie hatte den Kindern wieder und wieder eingeprägt, dass die Familie auf die Pensionsgäste und das Geld, das die Zimmer einbrachten, angewiesen war. Und

deshalb hatten die Kinder immer höflich, nett und zuvorkommend zu den Gästen zu sein. Immer. Egal, was sie taten – aber diesmal war es nicht egal gewesen, dachte Paula.

Nett – das war ich doch, sagte sie sich. Ich war immer freundlich zu Herrn Meyer. Ich habe ihn nie spüren lassen, wie unangenehm mir sein Verhalten war. Und ich habe es heute das erste Mal erwähnt, aber vielleicht war das mein Fehler. Vielleicht hätte ich einfach nicht darüber sprechen sollen.

Nach dem Hauptgang blickte Vater aus dem Fenster, dann auf seine Uhr. »Die Sonne geht unter. Lasst uns die Sabbatkerzen anzünden.«

Mutter holte die Streichhölzer, die in dem Kästchen auf der alten Anrichte lagen, ein Erbstück von Vaters Familie, dann sprach sie die Gebete. Sie warteten, bis die Streichhölzer in der Schale verglüht waren, setzten sich dann wieder. Nun begann der Sabbat – eigentlich. Doch die Neue jüdische Gemeinde feierte ihn nicht so wie die meisten Juden.

Zum Nachtsch gab es Apfelkompott. Langsam taute die Stimmung wieder auf.

»Was sagt denn Rabbi Rosenfeld, lieber Julius?«, fragte Tante Guste. »Er ging gerade, als ich kam.«

»Wir haben – wie immer – über die Gesetze diskutiert«, sagte ihr Vater und seufzte. Er schaute zur Anrichte, auf

der der Leuchter stand. »Sabbat ist ihnen heilig und wird es immer bleiben. Sie sagen, Gott habe den Sabbat mit all seinen Regeln geschaffen, und es ist nicht an uns, sie zu brechen oder zu verändern.«

»Aber wir verändern sie doch gar nicht wirklich. Wir passen uns doch nur an«, sagte Herr Goldschmidt. Auch er war Mitglied der neuen Gemeinde, wie fast alle ihre Pensionsgäste. »Sie müssen doch endlich begreifen, dass es Zeit ist, uns zu integrieren, um einen sicheren Platz in dieser Gesellschaft zu haben. Wir können uns nicht immer auf die Thora berufen, die vor Tausenden von Jahren geschrieben wurde, als das Leben noch ganz anders war. Damals gab es das israelische Volk, später den Staat Israel, wir hatten ein Land, waren ein Volk und konnten nach unseren Gesetzen leben.« Er klang hitzig, und es war nicht das erste Mal, dass er dies vorbrachte. »Aber unser Alltag heute sieht ganz anders aus. Heute sind wir eine Religionsgemeinschaft, leben in Hunderten von Ländern verstreut, die alle ihre eigenen Gesetze haben. Wir müssen uns anpassen, um ein Teil des Staates zu sein, in dem wir leben. Und in christlichen Ländern ist nun mal der Sonntag der Ruhetag. Wir haben doch einen Gott – Jesus war schließlich Jude. Warum auch immer die Christen aus dem Sabbat, dem Tag, den Gott als Ruhetag geschaffen hat – dem siebten Tag –, den Sonntag gemacht haben und wir den Samstag – es ist egal. Gott möchte, dass wir an einem